Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen
Band: 7 (1867)

Artikel: Das alte St. Gallen
Autor: Wartmann, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946533

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das alte St. Gallen.

NEUJAHRSBLATT

für die

St. Gallische Jugend.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

Mit Plan.

ST. GALLEN.
DRUCK UND VERLAG VON SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.
1867.

Die Gassen & Plätze der Stadt.

I Obere Stadt:

1 hinter Mauren.
2 Schmalzmarkt.
3 Loch.
4 Webergasse.
5 Portnerhof.
6 Schmiedgasse.
7 Multergasse.
8 hinter Lauben.
9 Herber od. Neugasse.
10 Marktgasse.
11 Speisergasse.
12 Spitalgasse.
13 hintere u. vordere Brühlgasse.

Lith. Anst. J. Tribelhorn

Tribelhorn in St. Gallen.

II. Untere Stadt:

14 Rindermarkt.
15 Bohl (Marktplatz).
16 hintere und vordere Engelgasse.
17 Metzgergasse.
18 Kirchgasse.
19 St. Mangenhalden.
20 Goliathgasse.
21 St. Katharinengasse.
22 Heiden od. Schwertgasse.

[Wartmann, Hermann:]

Das alte St. Gallen.

NEUJAHRSBLATT

für die

St. Gallische Jugend.

HERAUSGEGEBEN VOM HISTORISCHEN VEREIN IN ST. GALLEN.

Mit Plan.

ST. GALLEN.
DRUCK UND VERLAG VON SCHEITLIN & ZOLLIKOFER.
1867.

VADIAN BIBLIOTHEK

Das alte St. Gallen.

„Die gewerbhafte und weitbekannte, fromme Stadt St. Gallen liegt der alten Landeseintheilung nach im obern Thurgau, hat eine gesunde Lage durch Gebirg, Luft und Wasser, von ziemlicher Fruchtbarkeit, doch etwas rauher Art und in Vergleich zu dem niedern Thurgau nicht so fruchtbar, und liegt zwischen Bergen, welche der Länge nach die Stadt einschliessen. Auf den andern zwei Seiten hat sie ebenes Land, gegen Aufgang der Sonne und Niedergang, doch auch mit rauhen Tobeln und Hügeln umfangen und nach allen Seiten mit rauhen und engen Strassen, wie denn des Gebirges Art ist.“

Mit diesen Worten beginnt der gelehrte Bürgermeister Joachim von Watt oder Vadianus seine Schrift von „Anfang, Gelegenheit, Regiment und Handlung der weitbekannten, frommen Stadt zu St. Gallen“, welche er um das Jahr 1540 als einen Beitrag zu der grossen Chronik seines Freundes Johannes Stumpf aufgesetzt hat, als ihm die beigelegten Stürme der Reformationszeit Musse schenkten, den Abend seines vielbewegten, wirkungsreichen Lebens zu solchen Arbeiten zu verwenden und seiner Vaterstadt in denselben ein kostbares Vermächtniss zu hinterlassen. Und frägt man, wie die gewerbhafte Stadt, deren allgemeine Lage Vadians Worte so zutreffend schildern, zu jenen Tagen im Innern ausgesehen habe, so gibt darüber der unserm diesjährigen Neujahrsblatte vorstehende Stadtplan ebenso zutreffende Auskunft. Der ehrsame Bürger, Meister Melchior Falk, Goldschmied, hat diesen Plan nur 45 Jahre nach Vadians Tod auf Eisen gestochen. Die Platte ist nicht mehr vorhanden; dagegen bewahrt das Stadtarchiv noch einen Abdruck derselben und damit das einzige Denkmal der mühevollen, verdienstlichen Arbeit des wackeren Goldschmieds, der auch sonst ein tüchtiger Mann gewesen sein muss; denn 10 Jahre später, im Jahre 1606, erhob ihn die Schmiedenzunft zu ihrem Zunftmeister. Vorzüglich mit den historischen Schriften Vadians und seines Freundes Johannes Kessler als Führer gedenken wir nun den Stadtplan des Melchior Falk zu durchwandern, dabei zu erläutern, wie der Stadt verschiedene Quartiere entstanden und zusammengewachsen sind, und gelegentlich auch auf deren Regiment und Handlung einen schnellen Blick zu werfen. Geschichtliche Entwicklung und örtliche Lage schreiben folgenden Gang vor: *Klosterbezirk, alte* oder *obere Stadt, neue* oder *untere Stadt* und endlich, — obschon uns hier der Plan im Stiche lassen wird —, die *Vorstädte* mit dem *äussern Gebiet zwischen den vier Kreuzen,* die bis vor einem halben Jahrhundert die Grenzen des Stadtbezirks nach den vier Weltgegenden angezeigt haben.

Auch ohne mit der Geschichte unserer Stadt im Geringsten bekannt zu sein, ohne nur die Bedeutung ihres fremdländischen Namens zu wissen, dürfte man mit grosser Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass der mit Vadians Worten beschriebene Platz im obern Thurgau nicht absichtlich dazu ausgewählt worden sei, eine „gewerbhafte und weitbekannte Stadt“ auf demselben zu gründen. Für ein stilles Kloster schien das verborgene, rauhe und enge Thal in den Vorbergen des Säntis wie geschaffen, und dem stillen St. Gallen Kloster hat die lebhafte Stadt St. Gallen wirklich ihren Ursprung zu verdanken. Den Mittelpunkt des St. Gallen Klosters bildete aber das grosse *St. Gallen Münster.* Nach mancher grössern oder geringern Zerstörung durch Feuerswuth ist es endlich durch mannigfaltigen

I. Klosterbezirk.

St. Gallen Münster.

Um- und Anbau von den Zeiten Abt Gozberts bis zu denen von Ulrich Rösch innert mehr als vier Jahrhunderten zu dem grossen, dreitheiligen, von zwei unförmlichen Thürmen flankirten Gebäude angewachsen, welches unser Plan darstellt. Jeder der drei, von West nach Ost immer höher aneinander gefügten Theile hatte seinen eigenen Namen: der älteste und niedrigste Bau hiess die *St. Othmarskirche,* der höhere Mittelbau die *St. Michaelskirche;* der höchste östliche Bau mit halbrunder Chornische war die eigentliche *Klosterkirche,* in welcher die Mönche ihre von St. Benedicten Regel vorgeschriebenen Gottesdienste abhielten; als Theil des ganzen Kirchgebäudes betrachtet, bildete dieser dritte Bau den *Chor.* Unter der St. Othmarskirche und unter dem Chor waren unterirdische Kapellen, sogenannte *Krypten* angebracht, die eine den 12 Aposteln, die andere allen Heiligen geweiht.

St. Othmarskirche. Die *St. Othmarskirche* galt noch zu Vadians Zeit als die alte, von Abt Gozbert und seinen fleissigen Mönchen um das Jahr 830 aufgerichtete St. Gallenkirche: darauf schienen die schweren, aus ganzen Steinen gehauenen Säulen zu deuten, darauf der alte „Predigstand", von uns „Kanzel" genannt, von gehauenem Steinwerk ausgeführt, darauf auch der Altar des h. Gallus, mit reinen Kupferplatten umgeben, auf denen etliche Geschichten des Lebens und der Thaten des Heiligen sauber und zierlich gestochen waren. Ueber dem Bilde des Heiligen selbst standen als Inschrift die auf ihn so passenden Worte Petri: „Ecce nos reliquimus omnia et secuti sumus te," „siehe wir haben Alles verlassen und sind Dir nachgefolgt." Vadians verständiges Urtheil glaubte diese Bilder der kunstreichen Hand Tutilo's zuschreiben zu dürfen. St. Othmarskirche wurde dieser älteste Theil des Münsters später darum genannt, weil man den Leichnam des h. Othmar dort zur Rechten von St. Gallen Altar beigesetzt hatte. Als die Reformation am 22. Februar 1529 den Bilder- und Reliquiensturm über das Münster brachte, gelang es den Mönchen, diese kostbare Reliquie aus der Stadt zu flüchten. Erst auf den 15. November 1538 führten sie die morschen Gebeine ihres Heiligen mit feierlichem Gepränge nach seiner Ruhestätte zurück. Ein bescheidenes Grauthier trug die verehrte Last, weil Othmar nach der Erzählung seiner Lebensbeschreiber auch zu Lebzeiten gewöhnlich sich eines Esels als Reitthier bedient hatte. Othmar Gluss, damals Statthalter des Abtes zu Wil, leitete das Thierchen am Zügel, eilf Conventbrüder folgten ihm nach, Etliche ritten mit in ganz stiller Andacht, Alle gar traurig in Schwarz gekleidet. — Der niedrige, schwerfällige Glockenthurm der St. Othmarskirche

Schulthurm. wurde der *Schulthurm* genannt, seit die an ihn und die St. Michaelskirche angebaute St. Oswalds und St. Thomas Kapelle nach der grossen Brunst von 1418 in eine geräumige Schulstube umgewandelt worden war. Die zuerst in einem Gewölbe dieses Thurmes aufbewahrten Kirchenschätze hatte man schon früher in den neuen, grossen Glockenthurm übergetragen, dafür aber die vielleicht noch kostbarern Schätze der Kloster-Bibliothek in dem Schulthurm untergebracht, wo zu den Zeiten des Concils von Constanz ein paar italienische Gelehrte sie bei einem Besuche St. Gallens in einem jämmerlichen Zustande der Verwahrlosung antrafen.

St. Michaelskirche. Im Innern des Mittelbaus von St. Gallen Münster oder der *St. Michaelskirche* hatte Abt Ulrich Rösch unter den Fenstern die Geschichten der Klosterheiligen Gall und Othmar malen lassen, dazwischen an kleinern Wandflächen mannigfaltige Wappen von Päpsten, Fürsten, Edelleuten und auch einigen Bürgergeschlechtern. Mitten in der Kirche stand ein hölzerner Gall, „ein gar uralt Bildniss," und wenige Schritte davon entfernt, auf einer runden Säule erhöht, ein Doppelbild der Heiligen Gall und Othmar, eine Stiftung der bürgerlichen Familie Oppentzhofer. Eine ganze Menge anderer Heiligenbilder der verschiedensten Bedeutung und Grösse, aus Stein, Metall und Holz überdeckten die Pfeiler und Säulen. Ein 30 Fuss hoher gewölbter Bau mit mehreren Nischen, der „Schnecken" genannt, trennte die St. Michaelskirche von dem Chore, und in jeder Nische des Schneckens erhob sich ein Altar, einem oder zwei besondern Heiligen geweiht; über dem Schnecken hing ein 18 Fuss langes Crucifix. Die wichtigsten der verschiedenen Altäre des Schneckens waren der St. Michaels und St. Anton Altar und unser Frauen Altar, auf dem ein wunderthätiges Marienbild von

Gyps Schaaren von Gläubigen an sich zog. Die Conventherren führten bei diesem Bilde ein eigenes Buch, in welchem sie die von ihm bewirkten Wunder verzeichneten zur Erbauung Derer, die bei ihm Trost suchten. Es versteht sich, dass alle diese Altäre mit kostbaren Altardecken und Leuchtern, mit reichgefassten Altartafeln und den gemalten, geschnitzten, gegossenen, getriebenen oder ausgehauenen Bildern ihrer Heiligen versehen waren. Auf dem St. Martinsaltar trabte der heilige Martin sogar auf seinem Rosse daher. Von den Gemälden wird besonders der h. Sebastian gerühmt, der durch Pfeilschüsse zu Tode gemarterte Patron der Schützen.

Der Neubau des durch die grosse Brunst von 1418 übel geschädigten *Chors* wurde im Jahre 1439 begonnen und innert 44 Jahren durch die Werkmeister Hans Ostertag, Heinrich Greifenberg und Konrad Schradi vollendet. Während dieser ganzen Zeit blieb, — vermuthlich in der Kirche —, ein besonderer Kasten aufgestellt, um die freiwilligen Beiträge der Bürger, Gotteshausleute und Wallfahrer an den Bau in Empfang zu nehmen. Nachdem der Chor aussen so stattlich hergestellt worden, dass er allgemein als der schönste Theil des Münsters galt, musste auch dessen innere Ausstattung entsprechend verschönert werden. Der Fron- oder Hochaltar, der wichtigste aller 33 Altäre des Münsters, erhielt eine Altartafel, deren Malerei allein fl. 1500, deren fast bis zur Decke des hohen Gewölbes reichendes Schnitzwerk noch mehr, als diese Summe kostete. Der Messtuhl des Abtes, das sog. Presbyterium, auf das künstlichste von Holz geschnitzt, kam auf mehr als fl. 1300 zu stehen. Die ebenfalls mit Schnitzereien verzierten Chorstühle wurden um fl. 700 dem Tischmacher, Meister Hans Owyler verdingt, wobei das Kloster dem Meister überdies das erforderliche Eichenholz lieferte. Auch die Orgel wurde verbessert. — Neben dem Chor erhob sich der beiläufig schon erwähnte neuere *Glockenthurm,* welcher unaufhörlichen Stoff zu Streit darbot, seit die Stadt in Folge der schlimmen Feuersbrünste eine nächtliche Feuerwache auf dem Thurme eingerichtet hatte. Da nämlich der Thurm nur von der Kirche aus zugänglich war und die Kirche wieder mit den Klosterräumen in Verbindung stand, konnten Kirche und Kloster nicht einmal des Nachts gänzlich gegen Aussen abgeschlossen werden; indem die Stadtwache jederzeit ungehinderten Zugang zu Kirche und Thurm und den Schlüssel zu beiden beanspruchte, überdies durch Schliessung ihrer Lokale oben auf dem Thurme dafür sorgte, dass der Abt in seinem eigenen Münsterthurme nur bis zu den Glocken aufsteigen konnte. Zuletzt pflanzte die Stadt in ihrer Thurmwächterstube noch ein Geschütz mit Munition auf. Es ist begreiflich, dass der Abt seit Erbauung des St. Laurenzthurms alle diese städtischen Sicherheitsanstalten dorthin verweisen wollte. Doch gelang es ihm erst bei dem grossen Abkurungsvertrage von 1566, durch welchen Kloster- und Stadtgebiet überhaupt zum ersten Male gründlich und so von einander geschieden wurde, wie unser Plan es aufweist, und wie es in gewissem Sinne bis heute Bestand hat. Im wohl verschlossenen untern Gewölbe des Glockenthurms lag der Kirchenschatz. Dort waren die reichen Messgewänder aufgehoben, darunter dasjenige des Abts Franz Gaisberg, von Gold auf blauem Grunde, hinten und vorn am Saume mit so schweren, geschlagenen und gegossenen Zierrathen von Silber besetzt, dass die Diener es oben am Halse halten mussten, wenn der Abt die Messe darin feiern wollte. Dort fanden sich die silbernen und vergoldeten Monstranzen, dort die zahlreichen silbernen Kelche, die kostbaren Särge, in welchen die Leichname der Heiligen Gallus, Constantinus und Remaclus verschlossen waren. Erst auf den Tag vor St. Gallen Abend 1502 hatte Meister Ulrich Trünkler, ein Goldschmied in Zürich, einen neuen Sarg für St. Gallus geliefert; für die Arbeit waren ihm fl. 518 bezahlt worden, und die Gesammtkosten hatten sich auf fl. 2800 belaufen; Abt Gotthards Wappenschild und der Klosterbär waren sich auf diesem Sarge künstlich gegenüber gestellt. In jenem Gewölbe lagen noch eine grosse Zahl kleinerer Reliquien in künstlichen Einfassungen von Elfenbein und edlem Metall und als besondere Seltenheit zwei reich vergoldete Straussenei er, die ebenfalls als Reliquienkapseln dienten. Nachdem der Bildersturm alle diese Herrlichkeiten und den ganzen Schmuck des Münsters zerschlagen, zersägt, verbrannt und eingeschmolzen hatte,

Chor.

Glockenthurm.

schätzte der Abt den ihm und dem Kloster dadurch zugefügten Schaden auf fl. 30,000, ohne das „Heiligthum“, d. h. die Reliquien selbst, „die ja nicht geschätzt werden könnten.“ Sechsundvierzig Wagenladungen an Bildwerk und Kirchenzierden waren aus dem Münster und den Kapellen nach dem Brühl geführt und dort durch ein Feuer verbrannt worden, das 43 Fuss im Durchmesser hielt, wie der Brandplatz noch lange bezeugte. Sämmtliche Gegenstände von edlerem Metall hatte die Obrigkeit zu Handen genommen und einschmelzen lassen. Der Ertrag war 24 Mark 10 Loth Gold, 288 Mark Silber und 80 Pfund Kupfer, zusammen im Werthe von 4245 fl. 5 Batzen.

In unmittelbarer Nähe des Münsters und theilweise an dasselbe angebaut, von Zeit zu Zeit bei den häufigen Umbauten dahin und dorthin versetzt und zum Theil schon frühe vernachlässigt und in Abgang gekommen, standen verschiedene kleinere, zu gottesdienstlichen Zwecken bestimmte Gebäulichkeiten. So erhob sich einst vor der grossen Thüre des Münsters in Form einer Vorhalle das sogenannte *Helmhaus*, die Begräbnisstätte vieler Aebte und adeligen Herren aus der Stadt und der Umgegend, deren Schild und Helm dort aufgehängt wurden. Schon seit den Appenzeller Kriegen, welche das Kloster und den Adel unserer Gegend gleichermassen heruntergebracht hatten, und seit der Brunst von 1418 war diese Begräbnisstätte ganz in Abgang gekommen und, wie Vadian schreibt: „ganz öde und schnöde gelegt.“ An die Stelle der weggerissenen Steinplatten setzte man gewöhnliche Werksteine. Bald verschwand auch das Gedächtniss an das Helmhaus und seine Bestimmung. — Von den verschiedenen *Kapellen* des Klosterumfangs haben wir die an das Münster angebaute und in eine Schule umgewandelte St. Oswalds und Thomas Kapelle schon erwähnt. Die ursprünglich ebenfalls neben dem Kloster stehende St. Johanns Kirche oder Kapell wurde bei Erbauung des Chors an die Stelle versetzt, wo später Privaten das alte Posthaus errichtet haben. Die Standorte der St. Gallen Kapell, der ältesten von allen, der Peters Kirche oder Kapell mit dem Grabe des h. Notker, Unser Frauen Kapell, der Kapelle zum h. Grab und der Kapelle des h. Tutilo, von dem Volke „St. Gütlen Kapell“ genannt, sind jetzt nicht mehr mit Sicherheit auszumitteln, und wir wissen nicht, wie wir diese Namen auf die verschiedenen kleinern kirchlichen Gebäude zu vertheilen haben, welche unser Plan im Klosterbezirke aufweist.

Helmhaus.

Kapellen.

Unmittelbar an das Münster lehnten sich auch die eigentlichen *Klostergebäude* und schlossen mit diesem den Klostergarten ein. Die innere Einrichtung dieser Gebäude, — der Wohnstätten der Conventherren, der niederern Klostergeistlichkeit und der Schüler —, ist der Hauptsache nach in einem früheren Neujahrsblatte beschrieben worden. Ein eigenes Wohnhaus besass zuerst nur der Abt. Man nannte dasselbe „die Pfalz“. Mit diesem Namen ist später oft das ganze Kloster bezeichnet worden, nachdem die Bedeutung des Abtes als weltlicher Landesfürst über diejenige als Vorstand von St. Gallen Kloster die Oberhand gewonnen hatte. Auch der Dekan des Klosters, der Propst, der Portner hatten sich einst eigene Wohnhäuser aufgeführt, die erstern in der Nähe des Müllerthores an der Stadtmauer gegen die Steinach, der letztere den sogenannten „Portnerhof“, der nachher zur Stadt gezogen wurde und seinen Namen bis in die neueste Zeit einem Quartiere derselben hinterlassen hat. Das gleiche Schicksal theilte mit dem Portnerhof der *„St. Othmars Spital“* oder das *„Bruderhaus“*, das uralte Krankenhaus des Klosters. Es lag an der Stelle des jetzigen „blauen Hauses“ und war mit der St. Othmars Kirche durch einen Gang verbunden. Die Spitalbrüder hatten sich nach und nach durch die Mildthätigkeit der Ein- und Umwohner der Stadt ein eigenes Vermögen erworben und verwalteten es selbst unter der Oberaufsicht des Abtes. Heftige Klagen des Raths erfolgten, als die Brüder mit Lichterziehen und Weben den bürgerlichen Gewerbetreibenden Concurrenz zu machen begannen. Sie mussten diesen Nebenverdienst aufgeben und durften ihre Geschicklichkeit und ihren Gewerbsfleiss nur noch zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse und derjenigen des Klosters verwenden.

Klostergebäude.

St. Othmars Spital.

Neben den Kirchen, Kapellen und Klostergebäuden umfasste der Klosterbezirk noch eine Reihe von *Wirthschaftsgebäuden*, welche der grosse Haushalt des Klosters bedurfte: den Marstall, die

Wirthschaftsgebäude.

Metzge, das Kornhaus, das Bindhaus oder die Küferei, die Bäckerei, eine Zeit lang auch ein offenes Wirthshaus, in welchem der Abt den als Zins und Zehnten eingehenden Klosterwein, aber keinen gekauften Wein ausschenken lassen durfte. Ueber die Bestrafung der mannigfaltigen Frefel, welche hier bei Trunk und Spiel vorfielen, wurde zwischen dem Abt und der Stadt so lange hin und her gestritten, bis die Boten der Eidgenossen in dem Schiedspruche von 1480 die offene Wirthschaft im Klosterbezirke gänzlich untersagten. Aber noch manches Andere gab Anlass zu fortwährenden Reibungen: so der grosse *Baumgarten,* der sich zwischen den Wirthschaftsgebäuden und der Stadtmauer erstreckte, und in dem nach des Abtes Klage Nichts sicher war, weder Aepfel und Birnen, noch Kraut und Zwiebeln, noch auch Hühner und Pfauen, die oft erschlagen und von den Bäumen geschossen wurden; so der *Weg,* den die Stadt längs der Stadtmauer angelegt hatte, so weit sie den Klosterbezirk begrenzte, — ungefähr vom Speiserthor bis zum Müllerthor —; denn die Stadt erklärte dieses Weges und eines obern Umgangs in der Höhe der Schiesscharten zu ihrer Sicherheit und zu gehöriger Wartung der Stadtbefestigungen auf dieser Strecke zu bedürfen; der Abt dagegen wollte auf seinem Boden und der angrenzenden Stadtmauer die Bürger so wenig hanthieren lassen, als auf seinem Glockenthurme. In Folge der Reformation und der dieselbe begleitenden Ereignisse erreichte die gegenseitige Spannung einen solchen Grad, dass die schon von Abt Ulrich Rösch verlangte Scheidung des Klosterbezirks und des Stadtgebietes durch eine Mauer endlich als Nothwendigkeit anerkannt wurde. Im Jahre 1566 entschieden die vier Schirmorte des Abtes zu Wil: dass diese Mauer auf einer genau bestimmten Linie von beiden Theilen in gemeinsamen Kosten aufgeführt werden sollte und zwar in einer Höhe von 31 Fuss, das untere Drittel 5 Fuss, das mittlere 4 Fuss und das oberste 3 Fuss dick. Das einzige Thor, welches in dieser Mauer zum Verkehr zwischen der Stadt und dem Kloster angebracht war, wurde jeden Abend geschlossen. Dagegen durfte der Abt in dem Theile der Stadtmauer, welcher durch diese Sonderung dem Klosterbezirke zufiel, ein Thor errichten, durch welches er und die Seinigen zu jeder Zeit des Tags und der Nacht aus- und einreiten konnten, ohne die Strassen der Stadt zu berühren und von dem guten Willen der städtischen Thorwächter abhängig zu sein. Dieses Thor, nach der Musbrücke führend, hiess zuerst *des Abts Thor,* später nannte man es zu Ehren des h. Karl Borromäus, des kräftigen Erzbischofes von Mailand, das *Karls-Thor.* So gingen Kloster und Stadt fortan gesöndert ihren Weg, durch die Scheidung der Geister noch mehr von einander geschieden, als durch die 31 Fuss hohe Mauer, welche nach Aufhebung des Klosters erst unser Jahrhundert wieder beseitigt hat.

Baumgarten. Weg. Klostermauer. Des Abts Thor.

Durch die neue Mauer war freilich nicht Alles zum Klosterbezirk gezogen worden, was der Abt als zu demselben gehörig ansprach, und es ist auch ganz sicher, dass dieser Bezirk ursprünglich viel weiter reichte und von der obern Stadt noch Alles umfasste, was innerhalb des Baches lag, der von der sog. „Wetti", d. h. Rosschwemme ausgehend hinter dem Portnerhof herum durch die Schmiedgasse und Speisergasse floss. Lange bevor die Stadt das von der Steinach abgeleitete Wasser in kleinen Bächen durch alle Gassen vertheilte, hatte das Kloster beim Haus- oder Müllerthor einen Graben eröffnet und ihn der bezeichneten Linie nach bis zum Speiserthor geführt, wo das Wasser in die Steinach zurückfloss. Dieser Graben und der längs desselben aufgeführte Zaun bezeichneten vor Alters die Grenze des Klosterbezirks oder der „Freiheit", in welcher die Stadtobrigkeit Nichts zu gebieten und Nichts zu verbieten hatte. Der Portnerhof, der St. Othmars Spital, die St. Johannskirche, die St. Laurenzkirche, — Alles zum Kloster gehörige Gebäulichkeiten —, standen auf diesem Platze zwischen dem Graben und der spätern Klostermauer; der grösste Theil desselben aber war frei und diente als Kirchhof und zu Marktzwecken. Erst als die Bürger während der Zerrüttung des Klosters durch die Appenzellerkriege mehrere Jahre nach Belieben in dem Klostergebiete schalteten und walteten, begannen sie auch die Grenze der „Freiheit" nicht mehr zu scheuen und innerhalb von Graben und Zaun Häuser zu bauen, deren Bewohner natürlich unter der Stadtobrigkeit und nicht

Streitiges Gebiet.

unter dem Abte stehen wollten. So wurde das Gebiet zuerst streitig und ging zuletzt dem Abte verloren, da die auf ihm stehenden bürgerlichen Gebäude die äbtischen weit überwogen. Auch die Verwaltung der St. Laurenzkirche musste der Abt nach langwierigen, bald gütlich, bald gerichtlich ausgetragenen Streitigkeiten gänzlich der Stadt überlassen. An die frühere Abhängigkeit dieser Kirche vom Kloster erinnerte zuletzt nur noch die Verpflichtung der bei St. Laurenz angestellten Priester, an den hohen Festen das Hochamt und die Vesper im Münster zu besuchen und bei den Kreuz- und Bittgängen von ihrer Kirche aus ebenfalls nach dem Münster zu ziehen, wo sich Alles zum Aufbruch versammelte.

St. Laurenzkirche.

Die gleich den verschiedenen andern Neben-Kirchen und Kapellen vom Kloster gegründete *St. Laurenzkirche* war ihrer Grösse wegen zur Pfarrkirche bestimmt worden, als die wachsende Bevölkerung der Umgegend zuerst in der St. Othmarskirche, dann in der Peterskirche nicht mehr genügenden Raum fand. Allein auch die alte St. Laurenzkirche wurde mit der Zeit zu klein, das Bedürfniss nach Erstellung einer neuen Pfarrkirche machte sich immer dringender geltend, und am Nachmittage des 14. Juni des Jahres 1413 führten die Bürger den ersten Spatenstich zu dem Neubau, der mit der Zeit die von unserm Plane gegebene und den ältern Einwohnern unserer Stadt aus der Erinnerung noch wohl bekannte Gestalt erhalten sollte. Der Abt schenkte den Boden zu dem Baue; zwei Gebrüder Bürke, der Eine ein appenzellischer Landmann, der Andere in St. Gallen verbürgert, liessen ihren Steinbruch ob St. Georgen für denselben ausbeuten. Allein die Stadt scheint in der Wahl des Werkmeisters, Johannes Murer, nicht sehr glücklich gewesen zu sein; denn als Ergebniss seiner $2^1/_2$jährigen Arbeit wird gemeldet: „Und was er machte, taugte Nichts.“ Man wandte sich hierauf an den Baumeister Michael von Safoy in dem schwäbischen Kloster Salmensweil, und dieser schickte seinen Sohn mit einem Plane für Kirche und Glockenthurm nach St. Gallen. Allein die am 20. April 1418 durch eine Feuersbrunst furchtbar geschädigte Stadt fand vermuthlich die Ausführung des neuen Planes zu kostspielig. Sie wich eigenmächtig von demselben ab; worauf Michael von Safoy von seinen Verpflichtungen entlassen zu werden wünschte, „denn,“ schrieb er unterm 9. August jenes Jahres an den Rath, „da ihr den Bau nach eurem Sinn machen wollt und nicht nach dem meinen, so muss ich euch machen lassen, wie ihr wollt; denn ihr seid die, welche den Bau bezahlen werden.“ Es darf also der Geschmack und die Kunst des Meister Michael nicht nach den frühern Formen unserer St. Laurenzkirche bemessen werden, die sich anfänglich ziemlich absonderlich dargestellt haben mag; denn die obere Seitenempore mit ihrer Halle ist nach zuverlässigen Nachrichten erst viel später angebaut worden. Auch der statt des frühern einfachen Glockengehäuses aufgeführte Glockenthurm erhielt seinen Helm erst im folgenden Jahrhundert und musste sich vorerst mit einer niedern Kappe begnügen, ähnlich derjenigen, welche der Glockenthurm des Münsters noch auf unserem Plane aufweist. Die grösste der neuen Glocken, „St. Gallus“ getauft, wurde im Jahre 1430 in den Thurm hinaufgezogen, nachdem sie lange neben der Kirche auf dem Kirchhof hatte hängen müssen, bis das Gebälk für sie hergerichtet war. Hans Schnabelburger, ein Bürger der Stadt, hatte sie in seiner Werkstätte vor dem Scheibenerthor gegossen, und bei dem Gusse hatten alle Schmiede der Stadt mit ihren Blasebälgen geholfen. — Das Innere der Pfarrkirche St. Laurenz gab an reicher Verzierung mit Malereien und Bildwerken dem Münster nicht viel nach. Der fromme Sinn der Bürger wetteiferte, ihr Gotteshaus auszuschmücken. Auf dem Fron- oder Hochaltar im Chor erhob sich nach dem Bericht von Johannes Kessler eine schöne Tafel, mit geschnitztem Blumwerk bis an die Himmel erhöht. In deren Hauptschrein standen ziemlich in Lebensgrösse die vergoldeten Bilder von St. Gall, St. Othmar, St. Laurenz, St. Gregorius und in der Mitte ein schönes Marienbild, wie sie ihr Kind auf den Armen trägt. In dem Blumwerke der Tafel sah man das Bildniss Christi, wie er zu Gerichte sitzt, unter seinen Füssen die Himmels- und Erdkugel, zu seinen Seiten das Bildniss Mariä und dasjenige Johannes des Täufers, dann zwei Engel mit Posaunen und oben und unten unzählige Bildchen.

Auf den Flügeln, welche die fünf Heiligenbilder des Hauptschreins bedeckten, war die Leidensgeschichte Christi und des h. Laurentius, der nach der Legende bekanntermassen bei lebendigem Leibe auf dem Rost gebraten wurde, höchst kunstreich gemalet. Ebenfalls ein Meister Michael, aber dieser ein Burger der Stadt St. Gallen, hatte seine Malerkunst an dieser Tafel erprobt. Ein köstliches, roth angestrichenes Eisengitter schied den Chor von der übrigen Kirche. Auf der einen Seite desselben, gegen dem Kloster, stand ein dem h. Sebastian geweihter Altar; die Bilder des Heiligen und der beiden Jungfrauen Ottilie und Barbara waren in der Grösse eines 14jährigen Knaben meisterlich geschnitzt und vergoldet. Auf der andern Seite, an der Thurmwand, stand ein anderer Altar, den Heiligen Crispin und Crispinian als Patronen der Schuhmacherzunft geweiht; die ebenfalls schön vergoldete und gemalte Tafel mit den Bildern der beiden Heiligen, der Kaiserin Helena und des Erzengels Michael war ein Geschenk der Schuhmacherzunft. Ein zwischen diesen beiden Altären vor dem Fronaltar angebrachter niederer Altar hatte nur leichtere und durchsichtige Schnitzereien, damit durch ihn die im Chore vorgehenden Ceremonien nicht verdeckt würden. Ueber diesem Altar hing von der Decke herunter an starken eisernen Stangen ein grosses Crucifix, neben ihm in mehr als Lebensgrösse wieder Maria und Johannes. Ein fünfter Altar war der Kanzel gegenüber an einer Säule aufgerichtet und ein sechster in einer später erbauten Nische von der „Leinwandgewerbsgesellschaft“ Zollikofer und Keller und Comp. Die Tafel dieses Altars wies das feinste Bild- und Schnitzwerk auf mit einer übermässigen Menge von Figuren: die ganze Verwandtschaft Jesu von Isaï, Davids Vater, an, die vier Evangelisten, vier Kirchenväter, ein Bild der 11,000 Jungfrauen, die beiden Ritter Gregor und Florian und viele andere mehr. Daneben standen und hingen an den Säulen Heiligenbilder und Gemälde in grosser Zahl, die man nach Kesslers Ausdruck „täglich mit grossen Kosten an Wachs und Unschlitt und sonstigen Zierden verehrte“. Als dann die Reformation in der Bürgerschaft immer mehr Boden gewann, liess der Rath zuerst nach und nach diese einzelnen Gegenstände der Verehrung entfernen; hierauf veranlasste er die Privaten, ihre Stiftungen zu beseitigen, — so nahm z. B. die Schuhmacherzunft ihre Altartafel mit den Schutzpatronen wieder weg —; zuletzt beschlossen kleine und grosse Räthe die gänzliche Räumung der Kirche, nachdem die ganze Gemeinde der Kirchhörigen einstimmig ihre Einwilligung dazu gegeben hatte. In den drei Tagen vom 6.—8. Christmonat 1526 ward unter Leitung „ehrbarer verordneter Männer“ und der Stadt Werkmeister Alles beseitigt, das Steinwerk zerschlagen, das grosse Holzwerk zersägt und den Armen vertheilt, der Kirchenschatz verkauft und der Erlös, sammt den Beträgnissen der kirchlichen Stiftungen zur Abhaltung von Seelenmessen, Unterhalt von ewigen Lichtern etc., in den zwei Jahre vorher gestifteten Armenkasten des Stockamts niedergelegt. Die werthvollsten Stücke mögen die kostbar eingefasste Brust des h. Laurentius und ein auf 70 fl. geschätztes, silbernes Brustbild der h. Agathe gewesen sein; beide wurden eingeschmolzen. Um auch jetzt noch mit der Vergangenheit nicht ganz zu brechen, liess man den kahlen Hochaltar und die oberste Tafel im Chor für einmal noch stehen; dennoch nannten die Anhänger des Alten die ausgeräumte Kirche einen „Heustadel“ und „Rosstall“. Es versteht sich von selbst, dass nach Annahme der Reformation auch der Paternoster-Handel aufhörte, der bisher unter der äussern Halle der Kirche betrieben worden und dessen Standgeld der Kirchenkasse zu Gute gekommen war. Dagegen diente diese Halle noch lange zur Abhaltung des Fischmarkts; daher gab man ihr und der 1577 in gleichem Style angebauten obern Halle den Namen der „Fischbänke“, den sie bis in die neueste Zeit behielten, wo die seltenen Felchen und Hechte, die ihren Weg nach St. Gallen finden, keiner eigenen Bänke mehr bedürfen, um feilgeboten zu werden.

Der Räumung der St. Laurenzkirche von allen Bildwerken folgte zwei Jahre später die Beseitigung aller Kreuze und Grabsteine auf dem von der Kirche über den Schmalzmarkt gegen das Loch sich ziehenden *Kirchhof*. Dieser zur Pfarrkirche gehörige, aber nach langen Streitigkeiten dem Abte als Kirchhof.

Eigenthum zugesprochene Kirchhof war keineswegs bloss die Begräbnisstätte der Stadtbewohner, sondern auch der Klosterbewohner und der Gotteshausleute auf mehrere Stunden im Umkreis; sogar ein grosser Theil des Appenzellerlandes war ursprünglich nach St. Laurenz pfarrgenössig, musste seine Kinder in dieser Kirche taufen lassen und seine Todten auf deren Gottesacker begraben. Doch hatten sich erst Gais und Hundwil, dann Trogen und zuletzt Teufen noch vor der Reformation als eigene Kirchgemeinden losgetrennt. Immerhin muss der St. Laurenzkirchhof noch einen grossen Umfang gehabt haben, als der reformatorische Eifer auch ihn erreichte und seine Denkmäler dem Boden gleich machte, damit im Tode kein Unterschied mehr sei zwischen Reich und Arm. Das bekannteste und auffallendste dieser Denkmäler war die Begräbnisstätte der Familie Grübel, eine Nachbildung des Oelbergs mit den aus Stein gehauenen Figuren des betenden Christus und seiner drei schlafenden Jünger. Vor dem kleinen Bauwerke brannte auf einer hohen, steinernen Säule ein ewiges Licht in einem Glaskästchen. Der Ausscheidungsvertrag von 1566 überliess den Kirchhof der Stadt, die ihn sofort auf den Irahügel hinter St. Mangenkirch verlegte, wo es für die Bedürfnisse der Stadt Raum genug hatte und die Begräbnisstätte nun nicht mehr zwischen den Wohnungen der Lebendigen lag.

Freiheit.

Jener Vertrag mit seiner Scheidungsmauer zwischen Kloster und Stadt hatte aber auch die Folge, dass der Klosterbezirk für die Stadtbewohner nicht mehr eine offene *„Freiung“* oder *„Freiheit“* bleiben konnte, d. h. eine Zufluchtsstätte, nach welcher sich Frevler gegen die Gesetze der Stadt flüchteten und von wo die rächende Hand der Obrigkeit sie nur in besondern Fällen herausholen durfte. Der älteste Sinn dieser Freistätte war der: dem Todtschläger vor der Blutrache der Familie des Erschlagenen ein Asyl zu gewähren. Die Zustände der Stadt nach der Reformation waren zwar geordnet genug, um einer „Freistätte“ zu diesem Zwecke nicht mehr zu bedürfen; allein sie sah einmal einen Ehrenpunkt darin, eine solche „Freiheit“ zu besitzen, und so erlaubten ihr die Schiedsrichter, den nun „hinter Mauern“ genannten Platz dafür zu benutzen. Im Jahre 1587 wurden Steine mit der Aufschrift „Freiheit“ und jener Jahrzahl an die Ecken der Häuser eingemauert, welche die Grenze des gefreiten Bezirks bildeten. Zwei von diesen Steinen, diejenigen am „Schlössli“ und dem Schlatterschen Hause „hinter dem Thurme“ sind heute noch vorhanden; die andern zwei, an dem ehemaligen Hause zur Hofstatt und dem St. Laurenzthurm, sind durch bauliche Veränderungen beseitigt worden.

II. Alte oder obere Stadt.

Schon längere Zeit bewegen wir uns auf Boden, der schliesslich der Stadt zugefallen ist. Es ist Zeit, dass wir über den Graben treten, der einst dieses Zwischengebiet von der alten Stadt getrennt und den ursprünglichen Klosterbezirk von der neben ihm erwachsenden *städtischen* Niederlassung geschieden hat. Aus zwei Keimen ist diese neben dem Kloster erwachsen: aus dem *Handwerk,* welches des Klosters tägliche Bedürfnisse befriedigen musste, und aus dem *Marktverkehr,* der sich durch das Handwerk und die Klosterwirthschaft entwickelte. Die *Handwerkerquartiere* und der *Markt* sind die ältesten Theile der *Stadt.*

Handwerkerquartiere.

Fern von jeder grössern Ortschaft war das Kloster gegründet worden, hatte es sich zu einem vielbesuchten Wallfahrtsorte erhoben, war es durch die zunehmende Bevölkerung der ihm laut sagenhafter Ueberlieferung geschenkten Umgebungen und durch reiche Schenkungen diesseits und jenseits des Rheins und Bodensees genöthigt worden, eine immer ausgedehntere, weltliche Verwaltung einzurichten. Es wurde immer lebhafter in den früher so stillen Räumen der Stiftung des h. Gall; die Zahl der Geistlichen, der Schüler, der Beamten, der Diener, der kirchlichen und weltlichen Gebäude vermehrte sich. Die Menschen bedurften der Kleidung und Nahrung, die Gebäude des Unterhalts. So gross der Backofen des Klosters war, er genügte nicht mehr; so zahlreiche Hände in unmittelbarem Dienste des Klosters arbeiteten, sie reichten nicht mehr aus. Der Abt sah sich genöthigt, von den Klostergütern geschickte Arbeiter heranzuziehen und sie neben dem Klosterbezirke anzusiedeln,

damit sie hier unter der Leitung von Klosterbeamten zunächst für die Bedürfnisse des Klosters ihr Handwerk betrieben. Er schenkte ihnen Hofstätten, um sich Häuser darauf zu bauen und sie gegen geringen jährlichen Zins zu bewohnen; denn aller Grund und Boden ringsum gehörte ja dem Kloster. So entstand zuerst das Quartier der Weber, der Schmiede und der Bäcker, die *Weber-, Schmied-* und *Multer-Gasse,* in nächster Nähe des Klosterbezirks. Dass die *Schneider* und *Schuster* auch nicht lange gefehlt haben, ist mit Sicherheit anzunehmen; obgleich sie nicht zahlreich genug gewesen zu sein scheinen, um ihren Namen ebenfalls eigenen Gassen zu hinterlassen, wie Dies in andern Städten wohl geschah. Vielleicht, dass die Schuster als Lederarbeiter vorzüglich an der *Gerbergasse,* der spätern *Neugasse* wohnten. Zuletzt wird sich bei Anwachs der Bevölkerung die Innung der *Metzger* gebildet haben, die in der alten Stadt auch keiner besondern Gasse den Namen gab. Jede der sechs Handwerker-Innungen erlangte mit der Zeit ihre eigene *Stube,* wo die Innungs-Genossen die gemeinsamen Angelegenheiten ihres Handwerks besprachen, und diese Handwerker bildeten das zahlreichste Element der werdenden städtischen Bevölkerung. Sie begnügten sich natürlich nicht lange, auf Rechnung des Klosters gegen bescheidenen Taglohn zu arbeiten. Sie begannen, ihr Handwerk auch auf eigene Rechnung zu betreiben, den Rohstoff selbst einzukaufen und die Erzeugnisse ihres Gewerbsfleisses zu Markte zu bringen. Auch Das geschah zuerst nach bestimmten Formen und an bestimmten Orten. Die Bäcker mussten ihr Brod zum Verkauf unter die *Brotlaube* bringen, wo es alle Wochen ein paar Mal geprüft wurde. Von der Brotlaube erhielt die hinter ihr liegende Gasse, in welcher die zwei ältesten *Judenhäuser* standen, den Namen *„Hinter Lauben“*. Erst nach dem grossen Brande von 1418 wurde die Brotlaube in die *Leinwandbänke* umgewandelt und über diese das *Gewand-* oder *Tuchhaus* erbaut. Seit jener Zeit prüfte man im Sommer unten in dem offenen Durchgang, zur Winterszeit oben in dem grossen Saale des Gewandhauses die Leinwandstücke der Weber und versah sie nach ihrer Qualität mit einem Zeichen. Was nicht die vorgeschriebene Grösse hatte, was schlecht gewoben war, wurde unnachsichtlich zerschnitten. — Der eigentliche Marktverkehr entfaltete sich aber auf dem Platze zwischen der St. Laurenzkirche und den Gebäulichkeiten des Klosters, wo das Volk am meisten zusammenströmte, und in der breiten *Marktgasse,* welche sich an diesen ältesten *Marktplatz* ansetzte. Es ist mit Sicherheit zu vermuthen, dass das Kloster selbst einen grossen Theil seiner Naturalzinse dahin zu Markte brachte. Hier fand von Alters her der Verkauf von Käse, Butter, Zieger und Molken statt; hier war ein durch vier Stangen abgegrenzter Platz zum Garnmarkte bestimmt; Fische, Eier, Hühner, Gänse, kleinere Vögel, Hasen, Eichhörner, Dachse mussten auf den öffentlichen Markt an bestimmte Stellen zum Verkaufe gebracht werden, und es war Jedermann strenge verboten, einen Verkäufer von solchen Lebensmitteln mit Worten oder durch Zupfen am Aermel oder am Sacke in sein Haus zu laden, um dort mit ihm zu handeln. In der Nähe des alten Marktplatzes lag auch das *alte Kornhaus,* welches 1569 von der Scheidungsmauer durchschnitten und dem Klosterbezirk zugetheilt wurde; dort lag hinter der St. Laurenzkirche das *alte Waaghaus,* welches der reiche Michael Sailer im Jahre 1582 zu einem Schulhause für die Knaben umbaute und der Stadt schenkte, die später die Mädchenschule in dem Gebäude unterbrachte; dort endlich erbaute die Stadt nach Beseitigung des St. Laurenzkirchhofes das *Schuhhaus,* in dessen obern Räumlichkeiten der Schuhmarkt abgehalten wurde, während unten Einrichtungen für Abhaltung des Käs- und Schmalzmarktes bei schlechtem Wetter getroffen waren.

Weber-, Schmied- und Multer-Gasse.

Gerber- oder Neugasse.

Brotlaube.

Hinter Lauben.

Leinwandbänke.

Gewand- od. Tuchhaus.

Marktplatz und Marktgasse.

Altes Kornhaus.

Altes Waaghaus.

Schuhhaus.

Der mit der zunehmenden Bevölkerung der umliegenden Landschaften in gleichem Verhältnisse wachsende Verkehr förderte auch die Entwicklung der Gewerbsthätigkeit der städtischen Bewohner bedeutend und verlangte neben den beiden grossen *Jahrmärkten,* welche auf die kirchliche Festzeit der Kreuzwoche und auf das Fest des Landesheiligen und der Kirchweihe verlegt worden waren, die Abhaltung eines regelmässigen *Wochenmarktes.* Es thaten sich nicht bloss viele öffentliche Kramladen auf; es begannen auch einzelne einheimische Gewerbtreibende sich zu Grosshändlern emporzuschwingen, und

Jahrmärkte.

Wochenmarkt.

es begannen auswärtige Handelsleute, sich in hier niederzulassen. Ganz besonders führte das Leinwandgewerbe mit der Zeit zu einem für die damaligen Verhältnisse grossartig zu nennenden *Leinwandhandel.* Vadian schreibt den Aufschwung dieses Handels vornehmlich dem grossen Brande von 1314 zu, der die Stadt bis auf sechs Häuser verzehrte, „weil man nach dieser Brunst zu gewinnen und Geld zu machen Lust hatte.“ Wir wollen unentschieden lassen, ob die Lust nach Gewinn und Geld in St. Gallen gerade vom Jahre 1314 datire; darin aber sind die klösterlichen und städtischen Chronikenschreiber einig, dass nach den erstern der Uebermuth, nach den letztern die Blüthe der Stadt aus dem Leinwandgewerb und Leinwandhandel hervorgegangen sei. Die Obrigkeit erkannte die Wichtigkeit dieses Gewerbes und Handels bald und that alles Mögliche, um sie zu fördern. Sie garantirte nach genauer Prüfung die Aechtheit und Untadelhaftigkeit der Waare durch Aufdrücken ihres Stempels; unter ihrer Aufsicht und Verwaltung standen die Bleichen; auf Kosten der Stadt hatte sie an der Gerber- oder Neugasse die grosse Bürgermange, das spätere Tuchhaus, an der Sitter eine grosse Walke erstellen lassen; natürlich zahlte man für die Schau, die Benutzung der Bleichen, der Mange und Walke von jedem Stück eine bestimmte Abgabe, und da in den glänzenden Zeiten des Leinwandhandels über 12,000 Stück jährlich für St. Gallische Häuser fabricirt wurden, machte die Stadt keinen Schaden dabei. So hatte sich in St. Gallen durch die Entwicklung des Marktverkehrs der Stand der *Krämer,* durch die Entwicklung des Leinwandhandels der Stand der *Kaufleute* neben demjenigen der Handwerker in St. Gallen eingebürgert. Die eigentlichen Geldgeschäfte betrieben die Juden. Es lässt sich mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen, dass die Krämer und Kaufleute sich ursprünglich hauptsächlich an der Marktgasse niederliessen und in dem Quartiere der *Speisergasse* und den *Brühlgassen,* wo sie jedenfalls innert der Stadtmauer noch mehr unüberbauten Platz fanden, als in der dichtbewohnten Handwerkerstadt; doch verwischten natürlich die grossen Brände und die freiere Entwicklung des städtischen Lebens in nicht gar langer Zeit diesen Unterschied der Quartiere, dessen unzweideutige Spuren sich dennoch bis heute in den Namen der Gassen erhalten haben.

Leinwandhandel.

Speisergasse.

Brühlgassen.

In der Stadt wohnten aber von Alters her noch eine Anzahl von Familien, welche die erste Stelle unter deren Einwohnern einnahmen und keiner der bisher genannten Klassen angehörten. Das waren die angesehenen Familien Derer, welchen der Abt die Verwaltung eines klösterlichen oder städtischen *Amtes* anvertraut hatte; denn wir müssen uns daran erinnern, dass der Abt lange Zeit auch Herr über die Stadt war. Er setzte anfänglich den städtischen Münzmeister, Kornschätzer, Weinschätzer, Leinwandschauer, Zolleinnehmer u. s. w. gerade so gut, wie den Aufseher über die Klosterküche, den Schaffner für die Lebensmittel, welche das Kloster bedurfte, den Verwalter der klösterlichen Kleiderkammer. Als die Klosterwirthschaft und das städtische Wesen sich wetteifernd entwickelten, wurden diese ursprünglich zum Theil sehr niedrigen und auch Leuten niedriger Herkunft vertrauten Stellen recht bedeutende und einträgliche Aemter; deren meist erbliche Verwalter gewannen Einfluss und Ansehen und hoben sich über die andern Stadtbewohner, und der Name des Amtes wurde öfters zum angesehenen Familiennamen: so gehörten in St. Gallen z. B. die *Küchemeister* und *Speiser* schon frühe zu den ersten Geschlechtern, und von dem alten Wohnsitze der letztern, der jetzigen „alten Bank“ neben dem Speiserthor, hat ganz ohne Zweifel die Speisergasse ihren Namen erhalten. Die Verleihung eines ledig gewordenen Amtes galt als besondere Gunstbezeugung. Durch Belehnungen und Schenkungen des Abtes oder durch Ankäufe aus den Erträgnissen ihrer Aemter bildete sich aus diesen Männern nach und nach ein Stand von reichen Grundeigenthümern. An der Spitze der ganzen städtischen Verwaltung stand der *Stadtammann* als Stellvertreter des Abtes, und ihm gab der Abt aus der Zahl der städtischen Beamten einen *Rath* von Zwölfen an die Seite, um den Stadtfrieden aufrecht zu erhalten, um die Marktpolizei zu üben, um für gehörige Instandhaltung der Befestigungen und andern öffentlichen Gebäulichkeiten zu sorgen: Alles im Namen des Abtes. Dieser Rath der vom Abte gesetzten städtischen Beamten war das älteste

Beamte.

Rath.

Regiment der Stadt. Wohl glückte es hin und wieder einem angesehenen Kaufmann, der die Gunst des Abtes erlangt hatte, ein städtisches Amt zu erlangen und Aufnahme in den Rath zu finden; aber die grosse Masse der städtischen Einwohner oder die *Gemeinde der Bürger* war nicht allein gänzlich von dem Rathe ausgeschlossen, sondern übte auch nicht den geringsten Einfluss auf dessen Bestellung. Erst um die Mitte jenes 14. Jahrhunderts, aus welchem uns von dem grossen Aufschwunge des Leinwandhandels berichtet wird, gelangte sie zum Bewusstsein ihrer Kraft und ihrer Bedeutung und forderte ihren Antheil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Im Anschlusse an die schon bestehenden sechs Handwerker-Innungen gliederte sich die ganze gewerbtreibende Bürgerschaft in sechs *Zünfte;* deren Vorsteher, die sechs *Zunftmeister,* traten neben die bisherigen 12 Mitglieder in den Rath, und diesem *kleinen Rath* von nun 18 Mitgliedern wurde zur Berathung von wichtigen Gegenständen ein *grosser Rath* von 66 Mitgliedern, je eilf aus jeder Zunft, an die Seite gegeben. Den Vorsitz in beiden Räthen führte nicht mehr der Stadtammann, der Vertreter des Abtes, sondern der *Bürgermeister,* der Vertreter der Gemeinde. Damit war die *Zunftverfassung* in St. Gallen eingeführt, wie sie der Hauptsache nach die Grundlage unsers städtischen Gemeinwesens bis zum Untergange von dessen Selbständigkeit geblieben ist. Gemeinde der Bürger.

Die bedeutendste der sechs Zünfte war, wie sich erwarten lässt, die *Weberzunft.* Sie umfasste neben den eigentlichen Webern noch die Bleicher und Blattmacher und zählte zu Vadians Zeiten gewöhnlich etwa 350 verheirathete Meister. Zu ihrem Zunfthaus erwarb sie das jetzige „Museum" an der Marktgasse. — In die *Schmiedezunft* gehörte Alles, was Hammer und Axt führte: Goldschmiede, Hufschmiede, Schlosser, Kessler oder Kupferschmiede, Spengler oder Flaschner, Kanten- oder Zinngiesser, Zimmerleute, Wagner, Tischmacher, Glaser, Küfer, Dreher oder Drechsler, und daneben noch: Steinmetzen, Dachdecker, Schleifer, Hafner, Ziegler, Bader und Barbiere und Maler. Ihr Zunfthaus war der spätere „Schwanen" beim Stadtthor. — In der *Schuhmacherzunft* fanden sich die Lederarbeiter zusammen: die Schuster, Sattler, Gerber und Riemer oder Gürtler. Zu ihrem Zunfthaus hatten sie das jetzige Gasthaus „zur Sonne" an der Multergasse. — Der *Schneiderzunft* waren noch zugetheilt die Tuchhändler, Färber und Manger, Tuchscheerer und „Strälmacher", Kürschner, Seckler, Hutmacher und Seiler; sie hatte „das Antlitz" an der Neugasse als Zunfthaus. — Die *Müllerzunft* enthielt auch die Pfister oder Bäcker, die Mehl- und Kornhändler und die Wirthe, welche neben der Wirthschaft kein Handwerk trieben. Ihr wurde eine Zunftstube auf dem Gewandhaus, dem spätern Gasthaus „zum Bären" an der Marktgasse eingerichtet. — Einzig die *Metzgerzunft* entsprach genau ihrem Namen und umfasste wirklich nur die Metzgermeister, gewöhnlich 27—30 an der Zahl. Wo sie in der alten Stadt ihr Zunfthaus hatten, konnten wir nicht ausfindig machen; in spätern Zeiten, als die Metzge von ihrem frühern Platze unten an der Marktgasse, zwischen dem alten Rathhause und der alten Stadtmauer, in die neue oder untere Stadt verlegt wurde, folgten ihr die Metzger ebenfalls nach und siedelten sich hauptsächlich in der jetzt noch nach ihnen benannten Metzgergasse an. Dort stand denn auch ihr Zunfthaus: „das goldene Schaf." Zünfte.

Ganz ausserhalb der sechs Zünfte der Handwerker bildeten die „wohlvermöglichen Bürger" noch eine freie Gesellschaft, d. h. die Bürger, die kein Handwerk trieben und keine offenen Läden führten; in den alten Satzungen der Stadt werden sie ohne allen schlechten Nebenbegriff „die Müssiggänger" genannt, im blossen Gegensatz zu Denjenigen, welche im buchstäblichen Sinne mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienten. In dieser freien Gesellschaft fanden sich die alten Geschlechter des Raths und die Grosshändler zusammen. Als erstes nachweisbares Local derselben erscheint um die Mitte des 15. Jahrhunderts das Eckhaus der Marktgasse und Neugasse, welches von dem Abzeichen der Gesellschaft, dem Schweisstuche mit dem Antlitz Christi, den Namen des *Antlitzes* erhielt. Kurze Zeit nachher erwarb sie noch den *Notenstein,* das grosse Haus zwischen dem Weberzunfthaus und der Bürgermange, für sich und nannte sich nach diesem Hause „die Gesellschaft zum Notenstein". Der Notenstein.

Als dann die *Notensteiner* im Jahre 1555 in die neue Stadt übersiedelten und dort mit Erlaubniss des Raths ein zur Vertheidigung der Stadt aufgeführtes, festes Bauwerk neben dem Brühlthor zu ihrem Gesellschaftshaus umbauten, ging der Name des Antlitzes auf den bisherigen Notenstein über, den wir unter jenem Namen schon als Zunfthaus der Schneider kennen gelernt haben; das alte Antlitz aber wurde beseitigt, um an seiner Stelle, mit Beizug des Gartens hinter dem Hause, einen Platz für den gewöhnlichen *Obst- und Gemüsemarkt* zu gewinnen.

Obst- u. Gemüsemarkt.

Rathhaus.

Gerade neben diesem Platze wurde im Jahre 1563 das neue *Rathhaus* in der Gestalt aufgeführt, wie es unser Plan aufweist, nachdem es bisher ziemlich weiter oben, mitten in der Marktgasse gestanden hatte. Hier war der Mittelpunkt des ganzen bürgerlichen Lebens, wo über die öffentlichen Angelegenheiten der Stadt entschieden, wo die Gerechtigkeit gehandhabt wurde, wo die städtische Verwaltung ihren Sitz aufschlug. Von besonderem Schmucke des einfachen Gebäudes wird wenig berichtet; nur gemalte Glasscheiben finden wir gelegentlich als Zierde desselben erwähnt. Doch dürfen wir voraussetzen, dass die wichtigsten Zimmer nach der allgemeinen Sitte dieser Zeiten mit kunstreich geschnitztem Täfelwerk, eben solchen Decken und bunt bemalten Oefen versehen waren. Jüngere Abbildungen des Rathhauses zeigen auf dessen vorderer Façade nicht bloss unten an dem zweiten Pfeiler den Pranger mit dem Halseisen, sondern auch zwischen den Fenstern des ersten und zweiten Stockwerks die drei grossen Gestalten des Josua, David und Salomo, unzweifelhaft als Vorbilder richterlicher Weisheit dahin gemalt. Auf einer bunt bemalten grossen Blechverkleidung um die künstliche Uhr thronte eine ganze Versammlung allegorischer Figuren: der Wahrheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Einigkeit, über von Engeln gehaltenen Wolken. Auf dem Giebel endlich dieser Façade hingen die zwei Rathhausglocken an leichtem Gebälke, und ein keckes Bärlein schlug an der einen mit einem Hammer die Stunden.

Bürgerspital.

Ziemlich dem Rathhause gegenüber lag noch ein Gebäude-Complex, dessen Fronte einen grossen Theil der östlichen Seite der Marktgasse einnahm: der *Bürger-* oder *heil. Geist-Spital,* die schönste Stiftung der menschenfreundlichen Mildthätigkeit in unserm alten St. Gallen. Bekanntlich nahm der Bürgerspital seinen Anfang im Jahr 1228 dadurch, dass der Ritter Ulrich v. Singenberg und Ulrich Blarer „zur Versorgung von Kranken, zum Trost der Armen und zur Aufnahme von Kindern, die Niemand haben", ein Haus mit Garten an der Marktgasse schenkten und einige jährliche Einkünfte anwiesen. Die bescheidene Stiftung erfreute sich der Begünstigung des Abtes und vielfacher Vergabungen, in Folge deren sie bald zu bedeutendem Vermögen gelangte und eine eigene, unter Aufsicht des Rathes stehende Verwaltung erhielt. Durch Schenkungen und Ankäufe erweiterte sich das Armen- und Krankenhaus in der Stadt zu einem eigenen Quartier mit besonderer, dem heil. Geist geweihten Spitalkirche, und kam es zu ausgedehntem, werthvollen Grundbesitz auswärts, vorzüglich im Rheinthal. Die innere Einrichtung des Spitals erfuhr öftere Umwandlungen. Die wichtigste Neuerung geschah damals, als der Rath die Anordnung traf, dass nicht bloss Arme und Kranke Unterstützung und Aufnahme in dem Spital finden sollten, sondern dass jeder Bürger um eine bestimmte Summe sich zum Pfründer des Spitals einkaufen könne; nach der Grösse der bezahlten Summe richtete sich dann Wohnung, Speise und Trank des Pfründers. Damit wurde neben die „Kranken- oder Siechen-Pfrund" und die „Armen- oder Mus-Pfrund" (von dem St. Gallischen Leibgerichte des „Habermuses" so genannt) noch eine „Mittelpfrund" und sogar eine „Herrenpfrund" gestellt.

Stadtmauer, Thore und Thürme.

So hätten wir denn die Quartiere durchwandert, welche die alte *Stadtmauer* mit ihren *Thoren* und *Thürmen* umschloss, so hätten wir die Ausbildung des bürgerlichen Gemeinwesens verfolgt, welches sie schützte. Es ist kein Zweifel, dass nicht auch die Gestalt der Befestigungswerke St. Gallens mannigfache Veränderungen erfahren hat seit der Zeit, wo um das Jahr 950 Abt Anno den Grund zu der ersten Schutzmauer um das Kloster und die bei demselben offen liegende Ortschaft legte, bis zu der Jahrzahl, welche unser Plan auf seiner Stirne trägt; dennoch darf mit ziemlicher

Sicherheit angenommen werden, dass jener erste Grund bei allen folgenden Umbauten nie verlassen wurde und dass der Umkreis gleich der ersten Stadtmauer die ganze Stadt umfasste, die wir bis jetzt kennen gelernt haben. Es ist deutlich, dass man einerseits den tieffliessenden Steinachbach als Stadtgraben benutzte, anderseits den Irabach, welcher offen über das spätere „Bohl" floss und längs der Stadtmauer auf die Speiserthormühle geleitet wurde, die er jetzt noch treibt. Der übrige Theil des Stadtgrabens hatte freilich kein Wasser, und dort, wo das oberste Stadtquartier unmittelbar an die Berneck stiess, musste die nöthige Sicherheit durch Aufführung eines hohen Dammes, statt durch Erstellung eines tiefen Grabens gesucht werden. — Vier wohlverwahrte Thore gewährten Ausgang und Eingang: das *Speiserthor* und *Multerthor* gegen Osten und Westen, das *Irathor* oder *Stadtthor* gegen Norden und das *Hausthor* oder *Müllerthor* gegen Süden. An der Stelle des alten *Gallusthores* wurde nach dem Brande vom Jahre 1368 der von der Farbe seines Daches so genannte *grüne Thurm* aufgeführt. Zwischen dem Müllerthor und dem Speiserthor stand der unförmliche, alte *Pulverthurm.* Auf diesen Thoren und Thürmen lag Kriegsgeräthe und Munition. Verbunden waren sie unter einander durch einen bedeckten Gang, der um die ganze obere Stadtmauer herumlief. Hier postirte sich die nach den verschiedenen Quartieren eingetheilte wehrfähige Bürgerschaft hinter den Schiessscharten, wenn Feinde von Aussen die Stadt bedrohten. — Das war die *alte* Stadt; jetzt heisst sie die *obere.*

Aus ähnlichen Anfängen, wie die alte oder obere, entstand die *neue* oder *untere Stadt.* Auch sie bildete sich im Anschluss an eine kirchliche Stiftung. Auf dem sogenannten Irahügel, der damals frei dem Kloster gegenüber lag, erbaute der bekannte Bischof und Abt Salomo noch als junger Mann ein Wohnhaus und daneben eine Kirche in Kreuzesform. Es mögen jetzt gerade ungefähr 1000 Jahre seither verflossen sein. Als ihm bald nachher Bischof Adalbero von Augsburg aus dem spätern bayrischen Städtlein Füssen einen Arm des h. Magnus schickte, liess Salomo die kostbare Reliquie reich in Silber fassen und vergolden und schenkte sie seiner neuen Kirche; daher erhielt diese den Namen *St. Magnus-* oder *St. Mangenkirche.* Bei hohen Festen wurde hier der Arm des Heiligen ausgestellt und herumgetragen; nur wenige Jahre vor der Reformation brachte man ihn noch nach Uri, um die Engerlinge mit seiner Hülfe zu vertreiben; im Jahre 1528 verwandten ihn aber Bürgermeister und Rath sammt den anderen Kirchenzierden und den Messgewanden zu armer Leute Nutzen. Einen Thurm besass die St. Magnuskirche lange Zeit nicht. Das Glockenhaus war auf dem Dachstuhl der Kirche angebracht und wurde im August des Jahrs 1482 durch einen Blitzstrahl zersplittert. Erst am 16. Brachmonat 1505 begann man mit dem Baue des eigenen Glockenthurmes und vollendete ihn unter der Leitung des Stadtbaumeisters Magnus Hetzer und des Kirchenpflegers Ulrich Baumgartner innert drei Jahren. Die an die Kirche angebaute, alte *St. Wiborada Kapelle* diente längere Zeit zur Aufbewahrung der Vadianischen Bibliothek, welche der sterbende Reformator seiner Vaterstadt vermacht hatte als Grundstock der jetzt noch öfters nach ihm genannten Stadtbibliothek. Wie der städtische Kirchhof im Jahre 1567 auf den Hügel hinter der St. Magnuskirche, den bisher sogenannten „Lustbühl", verlegt worden ist, haben wir schon erwähnt. Einige Schritte unterhalb der Kirche stand *St. Mangen-Propstei,* der spätere „Schlatterhof". In diesem Gebäude lebten die sechs Priester, welche die Kirche und die mit ihr verbundene Pfarrei St. Bernhardszell bedienten, unter Aufsicht eines Propstes bei einander. — Neben dem stolzen Münster und der grossen Pfarrkirche St. Laurenz innert den Stadtmauern trat die draussen liegende Kirche St. Magnus von jeher zurück. Dennoch sammelten sich auch um sie nach und nach immer mehr Häuser an; besonders liessen sich hier Hintersassen aus dem Thurgau und andern Herrschaften nieder.

III. Neue oder untere Stadt.

St. Mangenkirch.

St. Wiborada Kapelle

St. Mangen-Propstei.

Gar nicht weit von der St. Mangenkirche, am Ende des freien, ebenen Platzes, der sich östlich der Stadt ausbreitete, nahm im Jahr 1228 eine andere geistliche Stiftung ihren Anfang, indem Berch-

St. Katharinakloster.

told Küchemeister und Ulrich Blarer eine Hofstatt am Irabach abtraten, um dort für eine Anzahl geistlicher Frauen, die innerhalb und ausserhalb der Stadt bisher an verschiedenen Orten gelebt hatten, einen festen Wohnsitz einzurichten, der ihnen zugehöre. So entstand das *Schwesternhaus am Brühl,* dessen Bewohnerinnen bald die h. Katharina als Schutzpatronin annahmen und sich einer leichten Ordensregel unterzogen, nach welcher sie in ziemlich freiem Verkehr mit der Aussenwelt lebten. Viele Töchter aus den ersten Geschlechtern des Landes traten in dieses *St. Katharinakloster.* Das verhalf ihm schnell zu Ansehen und Reichthum, so dass es in den Stand gesetzt wurde, sich eine eigene Kirche und zahlreiche Nebengebäude zu errichten. Der klösterlichen Zucht gereichte aber dieses rasche Aufblühen keineswegs zum Vortheil. Es geschah einst, dass eine Vorsteherin, welche die Fräulein zur Ordnung weisen wollte, von ihnen so misshandelt wurde, dass sie in Folge der Misshandlung starb. Es mussten einige Nonnen in andere Klöster verwiesen und eine strengere Ordensregel eingeführt werden, welche das Kloster gegen Aussen ganz abschloss, ehe es besser wurde in St. Katharina. Bei Anlass bedeutender Bauten im Jahre 1506 schenkten der Abt, der Rath und die Verwandten der Klosterfrauen dem Kloster 24 schöne Glasgemälde, — Darstellungen aus der heiligen Geschichte und Wappen der Schenkenden —, in die Bogenfelder der Fenster des Kreuzganges. Kaum 20 Jahre später räumte die Reformation mit allem andern Kirchenschmuck auch diese Glasmalereien bei Seite; sie verschwinden spurlos. Ein Theil der Schwestern entsagte aus freiem Entschlusse dem Klosterleben, ein anderer processirte noch Jahrzehnte mit der Stadt und behelligte mit unaufhörlichen Klagen den Abt von St. Gallen, den Bischof von Constanz und die Boten der Eidgenossen. Erst im Jahre 1594 kam endlich die Stadt durch Bezahlung einer Auslösungssumme von fl. 24,000 in den ruhigen Besitz sämmtlicher Klostergebäude. Sie richtete das vorderste derselben zum städtischen Zeughause ein; die meisten übrigen verwandte sie zu Schulzimmern und Lehrerwohnungen einer höhern städtischen Schule. Auf das ehemalige Conventsgebäude setzte man noch ein Stockwerk und übersiedelte hieher aus der St. Wiborada Kapelle bei St. Magnus die vadianische oder städtische Bibliothek. Die Klosterkirche wurde dem kaufmännischen Directorium überlassen, als dieses in St. Gallen für flüchtige Hugenotten einen französischen Gottesdienst einzurichten wünschte.

Rindermarkt.

Auf einem andern Platz am Irabache, unmittelbar ausserhalb der alten Stadtmauer hinter der alten Metzg und dem untern Theil der Neugasse, wurde schon in sehr früher Zeit der *Rindermarkt* abgehalten. Als das Bedürfniss nach Wohnungen mit der Vermehrung der Bevölkerung stieg, und besonders seit nach dem grossen Brande von 1418 in der alten Stadt durch Verkauf und Zusammenlegung der frühern, kleinen Hofstätten viele Häuser abgegangen waren, begannen etliche Bürger an und auf dem Rindermarkte Häuser zu bauen, so dass sich der Rath veranlasst fand, das Aufrichten von weitern Häusern auf dem Platz beim Rindermarkt in Irer-Vorstadt strenge zu verbieten, offenbar weil er fürchtete, der Platz würde sonst für seine Bestimmung zu klein. Im Jahre 1475 verlegte aber der Rath selbst die städtische *Metzge* an das eine Ende desselben, und im Jahre 1503 liess er in gleicher Linie das grosse, neue *Kornhaus* aufführen, beides breite, geräumige Gebäude mit mächtigen Giebeldächern, damals und noch lange ein Stolz der Stadt. Auf den offenen Platz vor der Metzge, das sogenannte *Bohl,* zog sich ein grosser Theil des Marktverkehrs, besonders der Obstmarkt im Grossen und der Holzmarkt. Die Privathäuser hatten sich indess über die etwas sumpfigen Baustellen hinter dem Rindermarkt, das sogenannte „Hopsger-", d. h. „Fröschenmoos," ausgebreitet, und die drei Quartiere des Rindermarkts, der St. Mangenkirche und des St. Katharinaklosters waren durch Vermittlung der *Engelgassen,* der *Metzgergasse,* der *Kirchgasse,* der *St. Mangenhalde,* der *Goliathgasse,* der *St. Katharinagasse* und der *Heiden-* oder spätern *Schwertgasse* unter sich zu der grossen *St. Mangen-* oder *Irer-Vorstadt* zusammengewachsen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts scheint man damit begonnen zu haben, diese neue Stadt nach und nach mit der alten zu verbinden und aus der St. Mangen- oder Irer-Vorstadt einen Stadttheil zu machen, und zwar zunächst durch Deckung des Irabachs, so weit

Metzge und Kornhaus.

Bohl.

Gassen der St. Mangen- oder Irer-Vorstadt.

er zwischen der alten Stadt und den neuen Quartieren floss, womit das äussere Zeichen der Scheidung beseitigt war. Dann setzte man den äussern Stadtgraben um die neue Stadt fort und zog sie endlich ganz in den Kreis der städtischen Befestigungen. Nach etwa 50jähriger Arbeit standen auch ihre *Mauern, Thore* und *Thürme,* stattlicher und fester beinahe, als diejenigen der obern Stadt. Schon das neue *Waag-* oder *Kaufhaus,* welches freilich erst 1584 da an die neue Stadtmauer angebaut wurde, wo sich ihr östliches Ende an die alte Stadtmauer ansetzte, war ein stattliches, festes Gebäude. Neben ihm aber sprang wohlbewehrt das *Brühlthor* vor, und neben diesem wieder erhob sich im Hintergrunde die kleine Festung des neuen *Notensteins.* In dessen Erdgeschosse drohten Maueröffnungen für die Feldschlangen, darüber Schiessscharten für die Hackenbüchsen, und erst hoch oben befand sich der Gesellschaftssaal mit weiter, froher Aussicht. Eine Strecke unterhalb des Notensteins stand der *Michaelsthurm;* dann folgte das *Platzthor.* An der Mauer des St. Mangen Kirchhofs schützte der kräftige neue *Pulverthurm* *). Beim spätern *Metzgerthörchen* führte nur ein schmaler Steg über den Stadtgraben, erst bei dem vierstöckigen *Scheibenerthor* wieder eine fahrbare Brücke. Beim „Löchlibad" endlich schloss sich der Mauerring der untern Stadt wieder an denjenigen der obern.

Mauern, Thore und Thürme.

Waag- oder Kaufhaus.

Kaum hatte sich St. Gallen dermassen gegen seine äussern Feinde verwahrt, so brachen die Streitigkeiten mit Abt Ulrich Rösch aus und führten im Februar des Jahres 1490 die Eidgenossen als Belagerer vor die Stadtmauern. Glücklicher Weise kam der Friede zu Stande, ehe sich die Stärke der Mauern und Thürme gegen die Stückkugeln der feindlichen Geschosse und der Muth der Bürger gegen die Tapferkeit der gefürchteten Eidgenossen ernstlich erproben mussten. Die Gefahr war aber drohend nahe an der Stadt vorbeigezogen. Um sie besser zu bestehen, hatten die Bürger selbst die Bäume rings um die Stadt abgehauen und die Vorstädte vor dem Multer- und Platzthor ganz, die grösste Vorstadt vor dem Speiserthor wenigstens theilweise verbrannt. Sie schätzten den Schaden, welcher der Stadt dadurch erwachsen war, auf mehr als fl. 40,000.

IV. Vorstädte und äusseres Stadtgebiet.

Zwischen der Speiservorstadt und der Vorstadt vor dem Platzthor erstreckte sich der grosse, freie Platz des *Brühls,* ein Gegenstand heftigen, langen Streits zwischen dem Abt und der Stadt. Denn wenn schon Schiedsgerichte bestimmten, dass der ganze Brühl Eigenthum des Klostere sei, dass der Abt die Nutzung desselben haben und dass nur *ein* öffentlicher Weg über den Platz führen solle, so waren doch die Stadtleute mit diesen Bestimmungen und dem einen Wege nicht zufrieden. Sie gingen, fuhren und ritten nach allen Richtungen, kreuz und quer über den Brühl, wie es ihnen am bequemsten war, so dass mit der Zeit eine ganze Menge von Wegen den Grasplatz durchkreuzten. Sie benutzten ihn überdies als öffentlichen Vergnügungsort, richteten auf ihm die Schiesstätte für Bogenschützen ein, — ungefähr auf dem Platze zwischen der jetzigen „Brühllaube" und dem „Thalhofe" —, übten sich hier im Steinstossen, im Laufen, zeigten ihre Reiterkünste, „dass der Wasen hinten aufflog," sassen im Heu, wenn der Abt mähen liess, und belustigten sich gelegentlich mit Tanz auf dem weichen Rasen. Auch zu dem nützlichen Zwecke des Tuchtröcknens schien ihnen der Platz sehr gelegen. Die Nutzung des Klosters von der grossen Wiese mag unter solchen Verhältnissen mager genug ausgefallen sein, und wir begreifen die fortwährenden Klagen, die nicht aufhörten, bis endlich im Jahre 1549 die Boten von sechs eidgenössischen Orten den Abt bewogen, den Brühl gegen Abtretung des sogenannten „Grossen oder Langen Ackers", der dem Spitale zugehörte, der Stadt zu überlassen und noch fl. 1000 aufzuzahlen. Seitdem blieb der Brühl ein öffentlicher Platz, der durch die Rorschacher Landstrasse in zwei ungleiche Theile, den *kleinen* oder *obern* und den *grossen* oder *untern* Brühl getheilt wurde.

Brühl.

*) Den Namen «Laderthurm», den unser Plan aufweist, soll dieser Thurm deswegen erhalten haben, weil eben hier das Pulver zur weitern Vertragung durch eigens hiefür bestimmte Leute, die «Lader», verladen wurde.

Am äussersten Ende des letztern, in der Nähe der jetzigen Strafanstalt, stand seiner Zeit die Kapelle und das Schwesternhaus *St. Jakob.* — Die breitere Fläche des grossen Brühls wurde später noch zu den städtischen *Bleichen* gezogen, die auch auf der Westseite der Stadt gleich vor der Stadtmauer ihren Anfang nahmen und sich auf beiden Seiten bis an die Grenzen des Stadtgebietes erstreckten. Auf jeder ältern Abbildung St. Gallens liegt die Stadt in ihrem Thale mitten zwischen den langen, weissen Streifen der bleichenden Leinwand. — Ueber die Bleichen vor dem Scheibenerthor pfiffen die Kugeln der Büchsenschützen, wenn sie von ihrem *Schützenhause* vor dem Multerthor, — dem jetzigen „Thalgarten" —, nach den am gegenüberliegenden Abhange des Rosenberges aufgepflanzten Scheiben schossen. Sehr bequem mag diese Einrichtung gerade nicht gewesen sein; allein der ursprünglich hinter dem Kloster beim Müllerthor angebrachte Schiesstand hatte von jenem passenden Platze hieher verlegt werden müssen, weil sich Abt Ulrich beschwerte, dass durch das häufige Knallen in der Nähe des Klosters die Andacht der Conventherren gestört würde.

St. Jakob. Bleichen. Schützenhaus.

Nahe den beiden Enden des Stadtgebiets finden wir die zwei kleinen kirchlichen Stiftungen, welche mit der Zeit die Pfarrkirchen unserer Aussengemeinden geworden sind: im Osten das *Linsebühl,* im Westen *St. Leonhard.* — Die Anfänge der Kirche im *Linsebühl* gehen bis in das 12. Jahrhundert zurück. So frühe schon wurde auf dieser Stelle eine Kapelle zu dem daneben stehenden „Siechenhaus" erbaut und geweiht, weil die mit ansteckenden Krankheiten, besonders dem Aussatze behafteten Bewohner dieses Hauses nicht in die öffentlichen Kirchen durften und doch nicht ohne Gottesdienst bleiben sollten. Auch noch später, als die Kapelle sich zur Kirche erweitert hatte und öffentlicher Gottesdienst in derselben gehalten wurde, gelangten die Bewohner des Siechenhauses durch einen bedeckten Gang directe von dem Hause nach den ihnen vorbehaltenen Sitzen auf der Emporkirche. — Die jetzige *St. Leonhardskirche* war ursprünglich die Kapelle des im Jahre 1425 von der Margaretha Rüteggerin gestifteten *Nonnenhauses* St. Leonhard. Die Stifterin hatte ihr Haus mehreren sogenannten „Klausnerinnen" oder geistlichen Frauen zur Wohnung hingegeben; die Stadt überliess ihnen ein schönes Stück Gemeindeland zur Benutzung; fernere Vergabungen setzten sie in den Stand, das Wohnhaus zu einem förmlichen Klösterlein einzurichten und sich eine eigene Kapelle zu bauen. Für Haus und Hof und das kleine Vermögen des Klosters wehrte sich die letzte Mutter des Nonnenhauses, Wiborata Mörlin, auf das tapferste, als der Rath zu den Zeiten der Reformation das Klösterlein immer härter bedrängte. Erst im Jahre 1560 wurde es gänzlich aufgehoben und nach verschiedenen weitern Schicksalen und grössern und kleinern Umwandlungen die ehemalige Nonnenkapelle zur Pfarrkirche St. Leonhard, das ehemalige Nonnenhaus zu einem Correctionshaus gemacht.

Linsebühl. St. Leonhard.

An und auf den Höhen, welche die Stadt umgeben, lagen zu der Zeit, als Melchior Falk seinen Plan zeichnete, gewiss erst wenige Landhäuser reicher Stadtbewohner oder sonstige Wohnhäuser. Nur die Steinachschlucht hinauf fügte sich vom Müllerthor an Mühle an Mühle, und einige schlechte Häuser am Laimat und auf der Berneck waren zur Aufnahme und Absonderung der Blatterkranken bestimmt und hiessen daher die *„Blatternhäuser"*.

Blatternhäuser.

Dieses ganze Stadtgebiet wurde bis zu den Zeiten der Reformation in der *Kreuzwoche* von der Einwohnerschaft St. Gallens mit kirchlichen Gebräuchen umgangen. Drei Tage vor Auffahrt begannen die Bittgänge. Ihren Anfang nahmen sie natürlich beim Münster. Am Montag zog man zum Müllerthor hinaus und bei den Mühlen das Buch hinauf gegen St. Georgen, dann hinter der Berneck herum bis zu dem Weiher beim jetzigen „Nest" und den Berg hinunter nach St. Leonhard, wo Alles auf einander wartete, um in guter Ordnung mit ununterbrochenem Gesange in das Münster zurückzukehren. Am Dinstag bewegte sich der Zug nach St. Mangenkirch, zum Platzthor hinaus, um den Brühl nach St. Fiden und dem Linsebühl. Am Kreuzmittwoch aber ging die Fahrt der Städter zu der St. Peters-

Kreuzwoche.

kapell, dem „Bergkirchlein“, auf Rotmonten. Unterdessen wandten alle Ortschaften des Fürstenlandes, des Rheinthals und des Appenzellerlandes, deren Kirchen ihren Ursprung vom Kloster erhalten, ihre Bittgänge nach St. Gallen, voran die Pfarrer und Messmer mit einem silbernen Kreuz auf einer Stange, hinter ihnen die gesammte Kirchgemeinde. Von allen Seiten sammelten sich die Züge auf dem Brühl, des städtischen Bittgangs von Rotmonten zu warten. Etliche Mönche brachten aus dem Kloster die Gebeine des h. Gallus, Constantin oder Remaclus in ihren silbernen und vergoldeten Kasten zur Verherrlichung der Schlussprocession. Da indess auf diese Tage der Frühlingsjahrmarkt angesetzt war und die Stadt zur Aufrechthaltung der Ordnung für die Dauer desselben jedesmal eine Bürgercompagnie in Waffen stellte, zog auch diese mit Trommeln und Pfeifen zu der Versammlung der Kreuzer auf den Brühl. Waren dann auch die Städter von dem „Bergkirchlein“ eingetroffen und sollte die allgemeine Procession ihren Anfang nehmen, so erhob sich der Stadtschreiber und rief eine Gemeinde nach der andern auf, um der Reihe nach einzutreten; denn da sich bei der Mehrung der Kirchgemeinden jede vor die andere hatte drängen wollen, war früher bei dem grossen Bittgang oft Streit und Unordnung entstanden. Zwischen je zwei Gemeinden marschirten einige der gewaffneten Bürger. Mit grossem Pomp bewegte sich der endlose Zug zu dem Brühlthor hinein über das Bohl und die Marktgasse hinauf in das Münster: voran die Fahnen und Kreuze, dann die singenden Schüler, dann die Geistlichkeit und die Mönche, dann die Geharnischten, dann die städtische Obrigkeit, zuletzt die Menge der Gemeinden. Unter dem Gesang der Geistlichen, Trommeln und Pfeifen der Bürgerwehr und dem Geläute aller Glocken gelangte die Procession nach dem Münster, wo ein feierliches Hochamt die Kreuzwoche schloss.

Mit noch grösserer Pracht umwandelte die *Fronleichnamsprocession* vor Alters die Stadt. Voran trug man derselben die sogenannten Wandelkerzen, ihre mit Gold und künstlicher Arbeit gezierten Stangen mit Gras und allerlei Blumen umwunden. Es folgten die Schüler in weisslinnenem Obergewande, singend und mit Cymbeln lustig schellend; auf sie die Priester und Mönche, alle in kostbaren seidenen und sammtenen Messgewändern und jeder eine Reliquie in goldener oder silberner Fassung oder ein Reliquienkästchen vor sich her tragend, das in edlem Metalle Gebeine der Heiligen einschloss; endlich der Abt mit der Hostie in silberner oder goldener Monstranz, geleitet von den beiden Bürgermeistern unter einem von den sechs Zunftmeistern getragenen Thronhimmel; hinter dem Abte der lange Zug der Laien in ihren besten Kleidern, Männer und Frauen, Jedes mit einem Kranze von wohlriechenden Blumen auf dem Haupte. Beim Multerthor, Scheibenerthor, Platzthor und Speiserthor waren von den Bürgern Altäre mit Bildern, Tüchern und Kerzen geschmückt aufgeschlagen, und bei jedem dieser Altäre hielt man stille, sang ein Evangelium und empfing den Segen des Abtes. In den Gassen der Stadt, durch welche sich die Procession bewegte, hatten die Bewohner ebenfalls alle Häuser nach bestem Vermögen mit Bildern und brennenden Kerzen geziert und mit Tüchern behängt, die Strassen selbst mit Laubwerk besteckt und mit Gras bestreut. Kirchenmusik, Orgelklang und Glockengeläute empfing die Rückkehrenden in dem Münster, wo die Theilnehmer mit einem grossen Segen und Ablass entlassen wurden. Fronleichnams-procession.

Ein anderes Bild bot die Stadt St. Gallen dar, wenn sie ein fröhliches *Gesellenschiessen* veranstaltete und ihre Nachbarn aus deutschen und schweizerischen Städten dazu lud. Als Dies z. B. im Jahre 1527 geschah, sollten die Zürcher dabei ganz besonders geehrt werden, weil im vorhergehenden Jahre bei einem Schiessen in Zürich die St. Galler auch auf das Freundlichste aufgenommen worden waren. Auf den 28. Mai hatten die zürcherischen Eidgenossen ihre Ankunft mit etwa 50 Mann zugesagt. Die Obrigkeit wünschte ihnen mit 300 Mann, in gehöriger Kleidung und mit Spiessen ausgerüstet, entgegenzuziehen und 100 Geharnischte auf dem Rindermarkt aufzustellen, um sie beim Einreiten in das Scheibenerthor zu empfangen. Mit Freuden liessen sich die Bürger hiezu bereit finden, und um die Zürcher recht angenehm zu überraschen und sie zu ehren, kleideten sich die meisten der Gesellenschiessen.

300 Spiessträger in die Zürcher Farben, in Weiss und Blau. Mit diesem Geleite zog ihnen die Obrigkeit, hoch zu Ross, bis Schönenwegen entgegen. Joachim von Watt, der Bürgermeister, liess seine Leute einen Kreis bilden und empfing in demselben die zürcherischen Gäste mit einer freundlichen und klugen Rede, auf welche Lavater, der Vogt auf Kyburg, im Namen der Zürcher geziemend erwiederte. Als sich der Zug der Stadt näherte, begann man aus den Hauptstücken gewaltig zu schiessen, und als die Zürcher mit ihrem Ehrengeleite auf dem grossen Marktplatz vor der Metzge eintrafen, zogen gerade von der andern Seite die Constanzer und Lindauer ein, die sich zu Steinach versammelt hatten, so dass die Schützen der drei Städte zu nicht geringem Jubel bei ihrem Einmarsche zusammentrafen und sofort die durch den Ernst der damaligen Zeit besonders bewegte, allgemeine Begrüssung stattfinden konnte. Jeder Stadt wurde ihre eigene Herberg angewiesen; für die tägliche gemeinsame Mahlzeit war das Weberhaus am Markt mit Tischung versehen worden; auf dem Schützenplatz spannten die St. Gallischen Schützen die Zelte aller Zünfte auf und hielten darunter die fremden Schützen zu Gaste.

Auf Sonntag, den 29. Mai, begann das Schiessen. An 200 Schützen, — neben denen der drei genannten Städte auch solche von Bischofszell, Arbon, Appenzell und Gotteshausleute —, knallten auf die ausgesetzten Gaben, an welche die Obrigkeit den Schützen 25 Gulden geschenkt hatte. Sechs Gulden war der beste Preis. Zufälliger Weise fügte es sich aber, dass zuletzt die vier Städte Zürich, Constanz, Lindau und St. Gallen in dem Besten gleich standen. Als man nun um dasselbe loosen wollte, sprach der Vogt auf Kyburg: „Liebe Herren, ich rathe, wir stechen nicht darum, dass man sprechen möchte: die oder diese Stadt hat das Beste gewonnen; sondern damit unsere Vereinigung kein Wettstreit genannt werde, wollen wir das Geld gleich vertheilen.“ Das gefiel Jedermann. Der Rath aber liess es nicht zu, sondern spendete noch weitere 18 Gulden, so dass jeder Stadt das Beste mit 6 Gulden ward, was nach Schützenbrauch auf den Fähnlein zum Andenken verzeichnet wurde. Der glückliche St. Galler, welcher für unsere Stadt das Beste gewann, hiess Andreas Wild.

Um bei den gemeinsamen Mahlzeiten den Gästen gehörige Ehre zu erweisen und die erforderliche Ordnung zu erhalten, pflegte der Bürgermeister sammt dem kleinen Rath eine Stadt nach der andern, jede besonders, von ihrer Herberg nach dem Weberhaus zu Tische zu führen. Hier durften aber nur die Geladenen erscheinen, und geladen wurden die Honoratioren der Stadt und von jeder Zunft zwei des grossen Raths, welche wieder zwei von ihren Zunftgenossen mit sich nehmen durften. Damit jedoch der Gemeinde bewiesen werde, dass Solches nur der Ordnung wegen geschehe, und damit desswegen kein Unwille entstehe, als ob man Jemanden verachte, ordnete der Rath auf Montag Abend ein Nachtmahl auf der Metzge und dem neuen Kornhaus; dazu wurden vornehmlich Diejenigen geladen, welche mit Spiess und Harnisch die Gäste empfangen hatten, und ungeladen liess man zu, wer kommen wollte. Ob 700 Mann assen und tranken an jenem Abend zusammen und zogen nachher in alter Sitte nach Gewohnheit durch die Stadt.

Aber auch die umwohnenden Gotteshausleute von Rorschach bis Waldkirch und Gossau wollten das Ihrige zur Verschönerung des Festes beitragen und kamen überein, den Zürchern, als Angehörigen eines Schirmorts der Abtei, einen schönen Ochsen zu schenken. Vierhundert wohlgekleidete, mit Spiessen und Handbüchsen bewaffnete Männer gaben dem Geschenke bis vor das Kornhaus das Geleite, und Ammann Fuchs Gerster, ein Greis von 80 Jahren, ersuchte die nach der vordern Rathsstube geladenen Herren von Zürich mit passender Rede, den Ochsen von ihnen anzunehmen. Hocherfreut über diesen Beweis einer freundlichen Gesinnung schenkten die Zürcher dagegen den Gotteshausleuten 10 Zürcher Gulden, liessen den Ochsen sofort mit einem gelben Tuche bekleiden und nach Zürich abführen, um ihrer Obrigkeit von der Gutwilligkeit der Gotteshausleute einen thatsächlichen Beweis zu geben. Der Bürgermeister von St. Gallen seinerseits führte den Sprecher der Gotteshausleute sammt allen seinen Gefährten auf das neue Kornhaus und die Metzge zu einem kühlen

Trunke mit den Bürgern; denn es war heiss und um die zwölfte Stunde des Tages. Ob 1000 Mann fanden sich ein, so viel die Häuser fassen mochten, und Allen gab man Wein und Brod zur Genüge. Mit besonderer Anerkennung gedenkt der Chronist des grossen, ungestümen Ochsen, der trotz des Lärmens von Trommeln und Schiessen sich ruhig von einem Rorschacher daher führen liess; mit ebenso grosser Befriedigung erwähnt er, dass das Schiessen des Jahres 1527, am Freitag, den 3. Juni, glücklich und zu Aller Freude und Zufriedenheit sein Ende nahm, ohne dass irgendwie Streit oder Unordnung vorgefallen wäre und ohne dass man irgendwelche Leichtfertigkeit gestattet hätte, weder an Spielen, noch Schwören, noch Zutrinken. Bezahlen liess man die Gäste Nichts in ihren Herbergen und den abziehenden gab man ein ehrenvolles Geleite. Sie schieden mit hohem Danke und priesen die gastliche Stadt.

Das war das alte St. Gallen.